

2. Menschenrechtssymposium 2018

**EINE STIMME
UND EIN OHR**
(Texte zum Thema Flucht)

Franz Froschauer

liest

Texte von Christoph Ransmayr, Michael Stavaric,
Dimitré Dinev, Anne Lehmhöfer und Bertold Brecht

Sonntag, 11.11.2018, 9.00 Uhr - Mauthausen

Teil 1

Christoph Ransmayr EINE STIMME UND EIN OHR

Das Wort vermag den, der es schreibt oder liest nicht nur über Meere und Gebirge, sondern über die Zeit selbst zu erheben – bleibt es doch zumindest lesbar, wenn er selbst bereits seit Jahren oder Jahrtausenden wieder verstummt ist.

Im Wort *Ozean* erheben sich keine Stürme, stampfen keine Schiffe und wird auch kein Mensch je in Seenot geraten. Im Wort *Wüste* ist noch keiner verdurstet und im Wort *Abgrund* kein Unglücklicher jemals zu Tode gestürzt. Und dennoch beschwören diese und alle Worte und Sätze, in denen greifbare Wirklichkeit in Sprache verwandelt wird, in unserem Denken und Fühlen etwas, das an die Glücksmöglichkeiten und Katastrophen der realen Welt rührt und in uns Bilder von einer Deutlichkeit aufsteigen lässt, als stünden wir tatsächlich vor der anrollenden Brandung, vor einem geliebten Menschen oder dem Abgrund. Und für den Zauber dieser Verwandlung bedarf es nicht mehr als jener Kraft, die jeder Mensch in sich selbst trägt und ihm ermöglicht, alles, was sich überhaupt sagen lässt oder noch unausgesprochen auf seine Formulierung wartet, zur Sprache zu bringen. Dass ein Mensch in Worten weder ertrinken noch durch die unzähligen Arten der Grausamkeit zugrunde gehen kann, schenkt dem Zauber der Verwandlung von etwas in Sprache zunächst eine seltsame Friedlichkeit, so, als ob Bücher und jede Schrift uns einen besseren Schutz bieten könnten als jede Waffe oder Panzerung. Wie von einem Kokon umgeben, treten wir aus dem Inneren von Märchen oder anderen, frühesten Erzählungen unserer Kindheit hinaus in die donnernde, anrollende Welt, um dort zu jagen, zu lieben, Städte zu bauen – oder Kriege zu führen. Denn Worte, auch das erfahren wir bereits im frühesten Umgang mit Sprache, Worte sind wie die Menschen, die sie aussprechen, schreiben oder lesen, nicht nur gut. Sie folgen manchmal auch der Pervertierung Luzifers, des Lichtbringers, der aus dem Paradies in die Finsternis stürzte und im Fallen vom Engel zum Satan wurde.

Wer sein Leben der oft begeisternden, oft erschöpfenden Arbeit an der Sprache verschrieben hat, der wird am Anfang aber lange schweigen, lange bloß betrachten und stillhalten müssen, um den Stimmen der Menschen, denen der Tiere oder dem bloßen Geräusch des Windes im Gestrüpp der Antennen zu lauschen. Und er wird, lange bevor er nach eigenen Wortschöpfungen und Sätzen sucht, Fragen stellen und Fragen beantworten, Fragen etwa wie jene, wie kalt und unbewegt die Meerestiefe vier und fünftausend Meter unter dem Kiel eines Frachters ist, der auf einer transatlantischen Route im Sturm liegt. Fragen nach den Namen der Leuchtfische, die durch das submarine Dunkel schweben. Fragen, was das denn ist – Dunkelheit? Und was Trauer,

Hoffnung oder ein Abschied? Wie ist es, wenn einer im Lärm der Welt taub wird? Was macht einen Menschen blind? Und was gewalttätig ...? Wort, Klang, Bild.

Wenn einer erzählen will, muss er solche und ähnliche und unzählige andere Fragen zu beantworten versuchen und muss doch nach jeder Antwort immer neue Fragen an sich und die Welt richten, bis er sich endlich erheben und etwas so Einfaches und Ungeheuerliches wie "**Es war ... Es war einmal**" sagen kann. Aber selbst wenn er auf jede Nachforschung verzichtet und sagt: Mir genügt das Meinige, ich spreche nur von mir, ich spreche nur vom Allervertrautesten, nur von dem, was ich allein und am besten weiß – selbst dann erscheint einem Erzähler die Welt noch einmal anders und neu – muss er sich doch auch der einfachsten Dinge seiner Geschichte erst vergewissern. Wovon immer er spricht – in seiner Geschichte muss ein Erzähler alle Welt noch einmal und immer wieder erschaffen und darf dabei nicht mehr voraussetzen als die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer, seiner Leser, nichts als die Stille, in der er endlich zu sprechen, zu erzählen, zu schreiben beginnt.

Erzählen besteht immer aus *einer Stimme und einem Ohr*, aus einem Bild und einem Auge, das alle Wirklichkeit ins Bewusstsein, in Herz und Gedächtnis überführt. Dabei ruht jede Silbe eingebettet in die Stille des ungeheuren, uns umgebenden Raumes, in das Unsagbare, und jedes Bild eingebettet in die Finsternis. Gerade dadurch erscheinen Wort, Klang, Bild vielleicht ja als die größten Kostbarkeiten der menschlichen Existenz. Schließlich vermag das Wort den, der es schreibt oder liest, nicht nur über Meere und Gebirge, sondern über die Zeit selbst zu erheben – bleibt es doch zumindest lesbar, wenn er selbst bereits seit Jahren oder Jahrtausenden wieder verstummt ist.

Wenn uns in diesen Tagen blindwütige, religiös verseuchte Berserker den Schluss aufzwingen, die Abwehr ihrer Mordgier und Zerstörungswut wäre am ehesten durch noch mehr Gewalt, noch mehr Panzerung und Überwachung zu erwarten, werden Erinnerungen an die Wurzeln eines Hasses wach, von denen manche tief in unsere eigene, europäische, Geschichte hinab reichen. Jahrhundertlang hat Europa nahe und fernste Kulturen überrannt, ausgebeutet oder zerstört und damit den eigenen Wohlstand begründet. Spanische und portugiesische und niederländische und englische und französische und deutsche und belgische und italienische und immer weitere und noch mehr Kolonialherren haben im Rest der Welt willkürlich Grenzen durch uralte Einheiten gezogen, haben Landesbewohner vertrieben, versklavt, verstümmelt oder erschlagen und mit Handelsstationen und Minen immer auch Massengräber eröffnet. Wenn sich nun aus verwüsteten und zerrissenen Landstrichen und entsprechend verwüsteten Regionen des Bewusstseins Killer auf den Weg machen, um den Hinrichtungsbefehl eines Predigers zu befolgen oder einen barbarischen Missionsauftrag mit automatischen Waffen und Sprengstoffgürteln zu erfüllen, ist es, als ob sie sich an europäischen Eroberern vergangener Jahrhunderte ein Beispiel nehmen wollten, an Helden der Kolonialgeschichte, die ganze Kontinente

terrorisierten, um ihre Bewohner als Lieferanten des europäischen Reichtums gefügig zu machen oder zu vernichten. Unzählige, immer noch offene Rechnungen, stehen so in Bilanzen, die nicht Jahre und Jahrzehnte, sondern Jahrhunderte überspannen. Allein die zehn Millionen Toten, um nur eines, ein einziges Beispiel zu nennen, allein die zehn Millionen Toten, die etwa ein europäischer Massenmörder wie der belgische König Leopold II. im Kongo hinterlassen hat, könnten unter dem Einfluss entsprechender Prediger wohl drei und vier Generationen von Rächern auf den Weg nach Europa bringen. Aber gegen Menschen, die in ihrer rasenden Wut oder bloßen Dummheit den eigenen Körper in eine Waffe verwandeln und selbst um den Preis des eigenen Lebens nichts mehr wollen als töten, werden auch in Zukunft die meisten Verteidigungstechniken wirkungslos bleiben. Natürlich werden die Angegriffenen sich in Notwehr aller ihrer Mittel bedienen, aber die einzige dauerhafte, wenn auch niederschmetternd langsame und deshalb oft zu spät kommende Hilfe kann aus keiner anderen Quelle gespeist werden als jener der Sprache, des Wortes. Nicht die Sensen und Dreschflügel der Bauernkriege haben am Ende die feudale Grausamkeit des Mittelalters zerschlagen, sondern die Gedanken der Aufklärung; das Wort. Nur eine Gesellschaft, die selbst unter der Bedrohung durch eine Armee von fundamentalistisch religiösen Massenmördern nicht bloß ihre Waffen, sondern auch das Wort wieder einsetzt in seine Dogmen sprengende Kraft, wird sich am Ende – vielleicht – wenn nicht als unbesiegbar, so doch als die stärkere erweisen. Und der Erzähler und Literat, der dieser Gesellschaft beisteht, indem er als Romancier, Essayist, Dramatiker oder in den Strophen seiner Poesie zumindest eine Vorstellung vom wahren Glück und Leiden des Einzelnen ermöglicht, wird zwar niemals ein Prophet sein, aber zumindest ein Helfer.

Michael Stavaric
EUROPA. EINE LITANEI

Und die Welt dreht sich und sie dreht sich weiter, und dort wo nichts ist, da ist auch nichts und anderswo gibt es von allem genug und noch so manches, worüber man reden muss, und die Welt ist groß und Gott auch und die Erde rund und alles hat seine Bestimmung und jeder einen Plan und das Leben findet einen Weg *und so weiter*.

Und was auch immer geschah, es gab zu allen Zeiten (an allen Orten) OPTIMISTEN und PESSIMISTEN und BOHEMIENS, man nannte sie nur nicht immer so und ihre Zahl variierte stark. Und der Mensch wurde aus dem Paradies vertrieben und im Kambrium kroch er aus dem Meer und machte sich die Welt Untertan. Und er aß viel und er trank einiges und war unternehmungslustig und neugierig und als Spezies ein echter Renner, geneigt zu expandieren und andere Arten (die weniger selbstbewusst und offensiv und so weiter waren) zu verdrängen – es gab das große Fressen und das Gefressen werden und es lief selten anders und immer darauf hinaus.

Und manche Leute meinten, die Welt sei eine Scheibe, und andere waren überzeugt davon, sie sei hohl, und wieder andere behaupteten, sie müsse rund sein, aber man war sich einig, dass alles wohl egal wäre, wenn ein Komet einschläge oder alle Vulkane der Welt gleichzeitig explodieren oder gar etwas noch Schrecklicheres passieren möge. Und es wurde klar, dass man früher zwar weniger wusste, aber irgendwie war alles überschaubarer und einfacher und man legte auch nicht so viel Wert auf Aussehen oder Körperpflege oder Moral oder Mobilität oder so ähnlich. Und die Frauen mochten Männer, die stark rochen und kräftige Arme hatten und potent waren, und die Männer wiederum mochten Frauen mit breiten Becken und prallen Lippen und großen Brüsten und schlanken Taillen.

Und einige Mongolen wanderten nach Amerika aus und sie waren voller Tatendrang und hatten jede Menge Spaß, aber später kamen sie wieder zurück und lebten dort, wo sie immer schon gelebt hatten. Und unterdessen zogen Sumerer nach Mesopotamien und Etrusker nach Europa und Edomiter nach Palästina und Perser nach Kleinasien und Thebaner nach Griechenland und Gallier nach Italien und Alanen nach Spanien und Hunnen nach Burgund und Gepiden in die Lausitz und Awaren nach Böhmen und Petschenegen nach Rumänien und Kumanen an den Rhein *und so weiter* – und nur die Ägypter blieben, wo sie immer waren, denn sie waren nicht ganz so mobil und hätten auch viel zu viel Gepäck zu tragen gehabt. Und die erfanden stattdessen das Bier und sie züchteten Gänse und Enten und die Sumerer erfanden einen Wagen mit vier Rädern für ihre Götter und Könige und die Mongolen erfanden gar nichts, die ritten durch Steppen und sangen kompromittierende Lieder und verehrten die Natur. Und die Römer wiederum zogen zu Felde und erfanden ganz viele nützliche Sachen und hatten bald viel Geld und Wertpapiere und Erbschaftssteuern und Kanalarbeiter und Dresscodes für Prostituierte und Feldherrnschwänke und Senatorenforen und sie liebten Würfelspiele und Gladiatoren und Zahnstocher und Partys. Und die Griechen erfanden auch ganz viel

und sie tüftelten und werkten und zerbrachen sich nur so die Köpfe, wie man der Welt etwas Bleibendes hinterlassen könnte, und sie schufen Götter und Philosophien und Komödien und Demokratien und so weiter – und sie dachten ständig darüber nach, wie man dieses und jenes weiter optimieren könnte. Und schon damals war klar, irgendwann würde jemand daherkommen und Kommunikationstools erfinden und Smart Phones und Datenautobahnen und alle würden miteinander in Verbindung stehen und Probleme diskutieren, die früher das Leben bestimmt hatten, aber jetzt endgültig der Vergangenheit angehörten. Und man würde einander gewogen sein und ein gemeinsames Ziel haben und einander verzeihen und das Böse für immer aus dieser Welt bannen.

Und bald schon wurde alles niedergeschrieben, wie alles begann und wo alles endet und was sich gehört und was nicht, und man bemalte Höhlen und Tontafeln und knüpfte Teppiche und verzierte Felle und Häute und Stoffreste und Papyrusrollen. Und alte Grenzen lösten sich auf und neue kamen und Menschen wurden zu Völkern und Völker zu Nationen und man kämpfte mit- und gegeneinander und köpfte und pfahlte und verbrannte und umarmte sich. Und man schuf Legenden und Märchen und Gesetze und Codices und alles blieb im Wandel und im Fluss. Und Herrscher und Günstlinge und Götter und Untergebene, alle kamen sie und gingen und die Bevölkerung wuchs rapide und immer gab es *Optimisten* und *Pessimisten* und *Bohemiens*, die dann schon wieder ganz anders hießen.

Und Europa war keine eigentliche Geschichte, vielmehr ein Ächzen und Stöhnen und Bluten und Dröhnen und manche Historiker sagten sogar, Europa sei in erster Linie eine Erinnerung daran, wie das Leben früher einmal gewesen sei. Und heute sind ja ganz viele Menschen der Meinung, dass früher alles besser gewesen sein müsse, auch wenn es damals kein Fernsehen oder Telefon oder warmes Wasser gab. Und andere wiederum sagten, die jungen Leute von heute wüssten doch gar nicht, wie schwer es die Menschen damals gehabt hätten, und wie leicht doch alles der heutigen Generation falle, mit ihren Computern und Stipendien und Spielsachen und Moden. Und Amerika und Afrika und Asien *und so weiter* waren auch nie Geschichte, jedenfalls keine, die man leichtfertig erzählen möchte – manchmal wusste man viel und begriff wenig, man notierte zwar die Geschichten der Völker, aber jeder erzählte was er wollte, und hielt sich an seine Experten oder hatte die Weisheit schlicht mit dem Löffel gefressen. Und im Grunde bewies alles gar nichts – vielleicht nur, dass in nichts **Demut** und **Erkenntnis** innewohnt und keine **Milde** oder Aussicht auf bessere, weil **friedlichere Zeiten**.

Und wenn man in Europa (und Amerika und Asien *und so weiter*) von Staaten sprach, meinte man ein erkämpftes Land, auf das man fortan Anrecht habe – und man glorifizierte seine Ahnen und Väter und Begründer und Recken und Ritter und Krieger und Tradition war seit jeher etwas Schönes und Blut dicker als Wasser und Auge um Auge *und so weiter*. Und überhaupt war ein Staat etwas Mystisches und verlor sich immer im Dunkel der Vorzeit und gern trat eines Tages ein HEROS als Begründer gesellschaftlicher Ordnung auf die Bühne der Geschichte und nahm scheinbar unbewohntes Land in Besitz oder rang es Tieren ab oder Tiernmenschen oder

Halbprimaten *und so weiter*, aus deren Häuten er sich später Roben und Mützen und Handschuhe nähte, besungen von der Dichtung. Und andere Theorien gingen davon aus, dass Häuptlinge und Schamanen und Clanführer und Oberhäupter und so weiter irgendwann die Grenzen ihrer Herrschaft absteckten und Siedlungen gründeten und sich auf Götter beriefen und Erbfolgen und Grundbesitz und Familienbande und Willkür und Standrecht. Und einige Wissenschaftler glaubten sogar, dass Staaten durch Koalition und Heirat und Kalkül *und so weiter* entstanden seien. Und andere Wissenschaftler sagten, Staaten seien nur erfunden worden, damit die Mächtigen eine Bühne besäßen, auf der sie ihre Kräfte prüfen können, bevor sie sich mit anderen Mächtigen mäßten – und es sei logisch, die mentalen und physischen Möglichkeiten zunächst vor Speichelleckern und Dienern zu erproben.

Und nach mehreren tausend Jahren Geschichte und Milliarden solcher Geschichten und Oligarchen und Absolutismen und Feudalisten und Imperialisten und Monarchisten und Totalitaristen und Konservatismen glaubten die Menschen in Europa schließlich an den Materialismus und Fortschritt, was gut war und historisch zugleich, da die Arbeit gedieh und die Aufklärung auch. Und man sinnierte über Milieuthorien und den Positivismus und den Darwinismus *und so weiter* und lachte über Magie und Mythos und Propheten. Und ein Unternehmer sagte einmal, der Glaube an übernatürliche Einflüsse beschränke sich auf das einfältige Volk, auf Hinterwäldler und Debile und sei nicht vereinbar mit dem modernen Menschen. Und heute weiß man, dass andere Faktoren über die Entwicklung eines Menschen entscheiden, Erbanlage und Umwelteinflüsse und Chromosome, und damals wusste man noch nichts über Genforschung und sauren Regen und Klone und den Treibhauseffekt. Und die Menschen wussten damals vielleicht schon mehr, aber zugleich wussten sie weniger und wie so oft nach vielversprechenden Anklängen legte sich bald Dunkelheit über die Welt, die Kehrseite einer gefälligen und lichten Existenz. Viele Verbände wurden gegründet und zerbrachen wieder und wenn sich eine Gemeinschaft etablierte, kam sogleich einer, der sie als borniert und fossil titulierte, und der gründete dann eine neue Gemeinschaft, mit noch hehreren Zielen. Und es gab ständig neue Tendenzen und Strömungen und Erkenntnisse und Visionen und im Grunde legten sich die Leute alles aus, wie sie es gerade brauchten, und was einige für Flexibilität und einen Beweis dessen hielten, dass dem Menschen keine Grenzen gesetzt seien, darin sahen andere nur Ohnmacht und Verzweiflung und Suizid und Revolte.

Und irgendwann erfand man den freien Markt und Angebot und Nachfrage *und so weiter* und im Grunde hieß das nur, dass jeder alles tun konnte was er wollte, solange er jemanden fand, der genau dafür den Kopf hinhielt. Und manche Leute waren ausgesprochene Pessimisten und die nannte man Konsumenten und andere wiederum waren überzeugte Optimisten und die nannten sich Produzenten und Abteilungsleiter und Direktoren und Exzellenzen *und so weiter* und irgendwann erfand eine Gruppe junger Menschen den Konsumentenschutz und von da an sollte alles besser werden – tat es aber nicht.

Teil 2

Dimitré Dinev EIN LICHT ÜBER DEM KOPF

Nach zwei Jahren Armeedienst war Plamen Svetlev taub gegenüber Befehlen, dafür aber umso offener für Gerüchte aller Art. Er hörte, dass in der Sowjetunion viele Arbeiter gebraucht wurden, besonders in Sibirien. Er hörte, dass die Arbeit hart und das Wetter beschissen sei. Er hörte, dass man dort als Holzhacker in zwei Jahren so viel Geld verdienen konnte, wie ein bulgarischer Lehrer in zehn. Mehr brauchte Plamen nicht zu hören. Er wollte kein Lehrer werden. Er meldete sich an und fuhr nach Sibirien. Alles, was man ihm erzählt hatte, stimmte. Es war hart und beschissen. Mal die Arbeit, mal das Wetter, mal alles in einem. Nach zwei Jahren kehrte Plamen nach Bulgarien zurück. Er brachte ein rotes Auto Marke Lada und eine blonde Russin namens Olga mit. Mit dem restlichen Geld kaufte er eine kleine Wohnung. Unterwegs war Olga schwanger geworden. Es war ja eine lange Reise. Seine Eltern freuten sich, seine Nachbarn, die Lehrer waren, beneideten ihn. Er lud sie trotzdem zu seiner Hochzeit ein.

Plamen begann als Schlosser im Kombinat für Buntmetalle zu arbeiten. Er verdiente gut, das Leben gefiel ihm. Vor dem Haus wartete sein Auto, in der Wohnung die Frau. Das Auto putzte er, die Frau liebte er. Sie gebar bald einen Jungen. Er war putzig und lieb. Olga bekam viele Blumen, der Junge einen Namen. Wesselin.

Kurz nach seiner Geburt brach das kommunistische System zusammen. Die Sowjetunion verlor ihre Macht und zerfiel. Das Volk wurde mutig und erhob sich. Von nun an hießen die bulgarischen Kommunisten Sozialisten, der Armeedienst wurde auf eineinhalb Jahre reduziert, alle umweltschädlichen Betriebe geschlossen. Das Kombinat für Buntmetalle war umweltschädlich. Plamen verlor seine Arbeit, aber er bedauerte es nicht. Man hatte in diesen Zeiten sowieso was Besseres zu tun. Das ganze Volk jubelte. Plamen jubelte mit. Es war eine schöne Beschäftigung.

Jeder erwartete die Ankunft hellerer Zeiten. Doch es kam die Inflation. Aus den Geschäften verschwanden die Lebensmittel, aus den Banken das Geld. Man konnte nur noch Brot und Joghurt kaufen, es sei denn, man hatte so viel Geld, um sich auf dem Schwarzmarkt zu versorgen. Plamen fand Arbeit als Buchbinder. Es reichte gerade für Brot und Joghurt. Er kam immer sehr spät nach Hause. Die Straßen waren stockfinster, weil die Straßenlampen fehlten. Sie waren aus Eisen. Eisen konnte man verkaufen und dann Brot und Joghurt kaufen. Also war es nachts in der Stadt sehr dunkel. Plamen pflegte immer in der Mitte der Straße zu gehen. Dort war es am hellsten und am sichersten. Trotzdem fiel er eines Nachts in ein Loch. Es erwies sich als ein Schacht. Der Deckel fehlte. Er war auch aus Eisen.

Plamens Knochen dagegen nicht. Zum Glück brach er sich nur den linken Fuß, aber er verlor seine Arbeit. Er blieb bei Frau und Kind zu Hause. Die Frau seufzte, das Kind weinte. Plamen wollte weinen und seufzen zugleich, aber er tat es nicht. Er schaute auf

seinen Gipsfuß und dachte nach. Zu viel Last hatte er um sich. Er wäre jetzt am liebsten ohne Gips, ohne Frau und ohne Kind gewesen. Er überlegte schon, Frau und Kind für eine Weile nach Russland zu schicken und nur den Gips zu behalten, als ihn sein Freund Trifon anrief. Er habe zwei alte schwarze Partei-Limousinen gekauft und gedenke, sie für Bestattungszwecke zu verwenden. Es sei ein sicheres Geschäft. Die Zeiten seien hart. Es würden viele sterben. Ob Plamen mitarbeiten wolle. Er wollte.

Trotz seines Gipsfußes saß er schon am nächsten Tag hinter dem Lenkrad. Trifon hatte recht. Es starben viele. Aber die meisten waren arme Leute. Für ihre Särge reichte ein Traktor mit Anhänger oder das Auto eines Verwandten, auf dessen Dach man sie mit Seilen oder Draht befestigte. Da waren die Angehörigen nicht sehr wählerisch. Sie gaben ihr Geld lieber für Brot und Joghurt aus. Nur wenige hätten sich eine schwarze Limousine kaufen können. Außer den Mafiosi, aber deren Leichen fand man selten. Das Geschäft ging von Tag zu Tag schlechter. Der einzige Nutzen, den Plamen davon hatte, war der, dass er die Särge seiner Eltern umsonst zum Friedhof fahren konnte. Das geschah innerhalb einer Woche. Kaum lagen sie unter der Erde, begann Plamen ernsthaft an einen Jobwechsel zu denken. Schon seit einiger Zeit war ihm aufgefallen, dass die Zahl der Taxis enorm gestiegen war. Sogar sein Nachbar, der Lehrer, fuhr Taxi. Und was fuhr er? Einen Leichenwagen. Die Toten haben nur ein Ziel, die Lebenden mehrere. Die einen machen viele Fahrten, die anderen nur eine einzige, die letzte. Für die einen spielt die Zeit noch eine wichtige Rolle, für die anderen nur das Jüngste Gericht. Also war es sinnvoller, Lebende zu transportieren als Tote. Plamen stieg aus dem Geschäft aus, kaufte eine Flasche Schnaps und besuchte gleich seinen Nachbarn. Er erfuhr, dass er eine Konzession, ein Auto und einen Taxameter brauchte. Sie würden ihm in diesem Beruf einige Probleme ersparen.

Ein Auto hatte er, die Konzession kaufte er sich, den Taxameter ließ er von einem Pädagogikstudenten so einstellen, dass ihm die Inflation nichts anhaben konnte. Plamen bekam ein wundersames Gerät zurück. Es war jeder Währungsschwankung voraus. In Plamens Taxi bezahlte man die Preise von morgen. Kaum bestieg man sein Auto, war man schon in der Zukunft. Endlich hatte er seine Berufung gefunden. Er brachte die Leute in die Zukunft, und dorthin wollte jeder:

Es ging wieder bergauf mit Plamen Svetlev. Auf seinem Gesicht leuchtete ein Lächeln, auf dem Dach seines Autos leuchtete ein Schild. >>TAXI<< stand darauf. Es war eine Hoffnung für alle, die die Finsternis der Straßen abschreckte. Denn dort geschahen genug Dinge, die einen in Schrecken versetzen konnten. Aber da kam Plamen mit dem kleinen Licht auf seinem Dach. Eine Rettung für die Verzweifelten. Man brauchte ihm nur zu winken und er bot einem Sicherheit und Zukunft. Gut geht es jedem, der das in Zeiten der Not anbieten kann, gut ging es auch Plamen Svetlev. Er putzte wieder sein Auto, liebte seine Frau und brachte seinem Kind Spielzeug vom Schwarzmarkt. Gelegentlich borgte er sogar seinem Freund Trifon Geld, der nach ein paar gescheiterten Großgeschäften vor seinem Haus Popcorn und gefälschte Markenuhren verkaufte. Eigentlich hatte er sein Haus einem griechischen Schuhhändler vermietet, und er selbst wohnte mit Frau und

zwei Kindern in der leeren Garage. Trifon wollte eben kein Taxi fahren. Er wollte es anders versuchen. Also borgte Plamen ihm gelegentlich Geld.

Seit einem Jahr hatte sein Auto das kleine Licht auf dem Dach, und seine Familie war satt, seine Frau geliebt, sein Kind gesund, und auf dem Grab seiner Eltern standen zwei Kreuze aus weißem Marmor. Taxifahren war ein gesegneter Beruf.

Eines Nachts stiegen zwei heitere junge Männer in Plamens Auto, die nach Assenovgrad wollten. Assenovgrad war nicht weit, nur zwanzig Kilometer entfernt, trotzdem machte sie Plamen darauf aufmerksam, dass sie auch den Rückweg zu bezahlen hätten, weil er ja sicher leer zurückfahren müsse. Sie waren einverstanden. Er fuhr. Sie machten Witze. Er lachte. Sie boten ihm einen Schluck Schnaps, er musste lachend ablehnen. Er sah schon die Lichter der Stadt, als sie ihn höflichst baten anzuhalten. Er tat's. Danach verspürte er einen Schlag auf den Kopf und sah wieder Lichter, aber es waren die Lichter einer Stadt, die er nicht kannte. Etwas zerbrach und Plamen wurde ohnmächtig. Als er zu sich kam lag er auf dem Feld neben der Straße nach Assenovgrad und hatte das Gefühl, dass sein Kopf alle Grillen der Gegend beheimatete. Er hatte jedoch keinen so großen Kopf. Wie fanden nur so viele Grillen in ihm Platz? Er konnte es sich nicht erklären. Er hörte sie nur zirpen. Auf sein Gehör war kein Verlass, also schaute er sich um. Ihm fehlten das Auto, das Geld, der Ehering und auch die Goldkette, die ihm Olga zum zweiten Jahrestag geschenkt hatte. Am Himmel gab es viele Sterne und einen großen runden Mond, aber die gehörten ihm nicht. Er hatte nur noch Hemd, Hosen, Schuhe und starke Kopfschmerzen. Seine Frau und sein Kind waren weit. Assenovgrad näher. Er ging dort hin. Eine Stunde später erschien Plamen in einer Wachstube und erschreckte die pennenden Polizisten. „*Ich will mein Auto, ich will zu meiner Frau!*“ – schrie er. Nicht alle seine Wünsche gingen in Erfüllung. Dafür wurde sein Kopf zwölfmal von einem jungen, nicht ganz nüchternen Arzt genäht, und immerhin wurde er nach Hause gefahren. Beim Anblick seines glattrasierten Kopfes wurde Olga schlecht.

Schlecht stand es wieder um die Svetlevs. Zwar schloss sich Plamens Wunde, seine Haare wuchsen und wuchsen, aber sein Auto kam und kam nicht zurück. Weg war das kleine Licht über dem Kopf. Schwarz wurden ihre Tage, weiß waren nur das Brot und das Joghurt auf ihrem Tisch. Bald wurden auch die Straßen weiß. Der Winter war gekommen und Plamen hatte noch immer keine Arbeit.

Eines Tages kam er sehr spät nach Hause. Sein Magen war leer. In der Wohnung war es dunkel, weil er die Stromrechnung nicht bezahlt hatte. Und es war kalt, weil er auch die Fernwärme nicht bezahlen konnte.

„*Das Kind hat heute Abend nichts gegessen*“, kam eine Stimme irgendwo aus dem Dunkeln.

„Ich weiß“, sagte er.

„*Ich hab meinen Schmuck schon verkauft. Es ist nichts mehr da*“, sprach die Dunkelheit.

„Ich weiß“, sagte er und schaute auf seine Füße. Schnee klebte noch an ihnen, und es schien ihm, als ob sie eingegipst wären.

„Wir waren mal glücklich“, sagte Olga nach einer Weile.
„Ich weiß“, sagte er und ging zu ihr.
„Du brauchst ein Auto, dann wird's wieder“. Das Telefon unterbrach sie. Es war bezahlt und konnte auch im Dunkeln klingen. Trifon rief an.
„**Meine Kinder haben heute nichts gegessen**“, begann er.
„Ich weiß“, sagte Plamen.
„**Der Grieche hat ein halbes Jahr die Miete nicht bezahlt und ist verschwunden**“, teilte ihm Trifon mit.
„Ein Arschloch“, entschied Plamen.
„**Dir geht's sicher nicht besser. Ich habe aber eine Idee ... und ich hab schon einen Käufer gefunden**“, wechselte Trifon das Thema.

Plamen schwieg.
„**Hast du eine Brechstange?**“ fragte Trifon. Er hatte eine Idee und einen Käufer, Plamen eine Brechstange. „**Dann nimm sie mit und komm gleich**“, schlug Trifon vor.
Plamen nahm sie mit und kam. Trifon hatte einen Käufer für die Ikone der heiligen Mutter Gottes der gleichnamigen Kirche. Alt war sie. Viele Wunder hatte sie schon vollbracht, vielen Menschen geholfen. Nun war Trifon und Plamen an der Reihe.

Es war drei Uhr nachts, als die Tür endlich nachgab. In der Kirche war es noch kälter und dunkler als in Plamens Wohnung. Sie schalteten eine Taschenlampe ein. Gleich lächelte ihnen die Ikone bereitwillig entgegen. Es war still und ruhig. Plamen entspannte sich. Endlich hatte er die Möglichkeit, die Geheimnisse einer Kirche zu erforschen, und er forschte nach. Er kam mit einer silbernen Krone auf dem Kopf zurück. Trifon hatte inzwischen schon die Ikone aus ihrem Schlaf gerissen und wickelte sie gerade in das Stück Gardine, dass er zu Hause vom Vorhang geschnitten hatte. Plötzlich tauchte ein Schatten auf und begann zu schreien. Trifon hielt die Ikone in den Händen, Plamen die Brechstange. Also schlug er zu. Der Schatten fiel und vermischte sich mit der Dunkelheit. Sie liefen weg. Ein paar Straßen weiter blieb Plamen stehen. „Die Grillen!“ sagte er überrascht. „**Was denn für Grillen? Jetzt, im Winter?**“ zog ihn Trifon weiter. „Aber er hat sie im Kopf! Ich muss zurück. Er hat sie bestimmt im Kopf“, sagte er, übergab Trifon die Krone und lief zurück.

Noch in derselben Nacht wurde der Kopf von Pater Ilarion mit Gottes Hilfe und auf rustikale russische Art achtzehnmal genäht. Er kam zu sich, und das Erste was er wissen wollte, war, in welchem Kreis der Hölle er sich befand. Pater Ilarion war eben ein nüchterner Mensch.

Plamen, der den Pater ins Krankenhaus eingeliefert hatte, befand sich dagegen in einem gut geheizten Polizeizimmer, wo er von zwei verschwitzten Beamten immer wieder dieselben Fragen zu hören bekam. „Ich war allein. Ich habe die Beute weggeschmissen. Ich weiß nicht wo sie ist“, wiederholte er. Ab und zu wurde Plamen mit dem Telefonbuch der Stadt geschlagen. Die Stadt hieß Plovdiv und war die zweitgrößte Stadt Bulgariens. Immer mehr und mehr Leute hatten inzwischen ein Festnetztelefon. Es war nicht nur ein großes, sondern auch ein praktisches Buch. Man konnte darin sogar Plamens Namen und

Adresse finden. Auch Trifons Namen hätte man dort finden können, aber er war in Österreich. Man suchte sowieso nicht nach ihm.

Ein Monat später vollzog die Ikone der Heiligen Mutter ihr fälliges Wunder. Sie tauchte völlig unerwartet im Gepäck eines deutschen Antiquitätenhändlers auf. Sogar er selbst war von diesem Wunder aufs höchste überrascht und überwältigt. Es geschieht doch einiges Unerklärliches auf der Welt. Was mit Plamen geschah, hatte weniger sakralen Charakter. Er landete im Gefängnis von Haskovo, wo er das milde Urteil von fünf Jahren genießen durfte. Seine Frau Olga schrieb ihm einen einzigen Brief und kam ihn nur einmal besuchen, und zwar, um die Scheidung zu verlangen.

„Der Bub ist noch klein. Es ist besser für ihn. Es ist besser für alle. Ich will wieder glücklich werden“, sprach sie.

„Ich weiß“, antwortete er und willigte in die Scheidung ein.

Olga nahm Wesselin und fuhr nach Russland. Nun hatte Plamen sein Auto, seine Frau, sein Kind und seine Freiheit verloren. Er putzte seine Zelle und wollte seufzen und heulen zugleich. Nur sein Zellengenosse wollte ihn lieben, doch das machte Plamen noch trauriger, denn er liebte ihn nicht.

Irgendwann gewöhnte sich Plamen an das neue Leben. Er war groß, das half ihm dabei. Da er ein guter Arbeiter war, wurde er von den Wächtern respektiert. Nun beschloss er sich tätowieren zu lassen. Er schaute sich die Tätowierungen der Mithäftlinge genau an, um eine passende für sich zu finden. Sie sollte dezent und originell sein. Die Stelle, an der sie sitzen sollte, war ihm ebenso wichtig. Sein Zellengenosse hatte eine Spinne auf seinem Penis. Aber Spinnen ekelten Plamen an. Frauennamen fand er banal, die interessantesten Sprüche zu lang. Erst auf dem Schwanz eines Zuhälters fand er das, wonach er suchte. Das Wort Taxi. Damit konnte er sich identifizieren. Er ließ gleich den Tätowierer holen. Seine Seele fand Ruhe, und die vier Buchstaben taten nur eine Woche weh.

Die Tage zogen schwer und langsam dahin, wie an eine Kette gebunden. Plamen erfüllte seine Pflichten, hörte die Geschichten seiner Knastbrüder, schaute oft durch die Gitter in den Himmel, der ihm jetzt blauer vorkam, und dachte an sein Leben, das ihm fern erschien.

Manchmal erinnerte er sich an seine Frau, an sein Kind und an sein Auto. Seine Frau hieß Olga und hatte wohlgeformte, weiße Brüste. Sein Kind hieß Wesselin und war lieb und putzig. Sein Auto war rot und hatte ein kleines Licht auf dem Dach. Licht hatte es damals in seinem Leben gegeben, jetzt vermisste er eines, und sei es ein kleines.

Nach zwei Jahren bekam Plamen Svetlev wegen guten Benehmens drei Tage Hafturlaub. Er hatte in diesen zwei Jahren mehr erfahren, als seine Lehrer in zehn. Es war Weihnachten. Plamen hatte weder Familie noch Freunde, die er besuchen konnte. Er hatte nur die Adresse eines armenischen Uhrmachers und Passfälschers. Also ging er zu ihm. Er wurde in ein Zimmer geführt, das voller tickender Uhren war. Er zahlte und setzte sich auf einen Sessel, der auch zu ticken schien. Der Armenier fotografierte ihn und verschwand in einem Nebenzimmer. Plamen blieb und wartete. Er hörte die Uhren,

und es war, als ob er jede einzelne Sekunde der drei noch abzusitzenden Jahre vergehen hörte. Drei Tage später wurde Plamen Svetlev im Gefängnis von Haskovo mit Besorgnis erwartet. Die Besorgnis stieg, ein Plamen Svetlev kam aber nicht. Ein solcher konnte aber auch nicht kommen, denn es gab keinen Plamen Svetlev mehr. Von nun an hieß er Pyros Putakis, war in Thessaloniki geboren und genoss als freier Bürger der Europäischen Union die reibungslose Reise nach Wien. In Wien traf er Trifon, der immer noch so hieß, ein Bulgare geblieben war und trotzdem eine neue Existenz hatte. Er hatte eine kleine Wohnung, lebte allein und verdiente sein Geld ehrlich als Taxifahrer. Trifon schuldete Plamen noch die Hälfte des Wunders, das die Ikone der Heiligen Mutter Gottes damals vollbracht hatte. Er schuldete ihm ein neues Leben. Trifon war ein dankbarer Mensch. Er zeigte Plamen seine Wohnung, seine Küche und sein Bett. Sie saßen an seinem Tisch, tranken seinen Schnaps und blickten durch seine Fenster. Er erzählte von seinem Leben und von seiner Arbeit. Plamen dagegen erzählte wenig, und zeigen konnte er nur seinen neuen Pass, seinen neuen Namen und die vier Buchstaben, die ihm eine Woche lang weh getan hatten. Es war nicht viel, aber es reichte, um ein neues Leben anzufangen.

Nach einem Monat hatte Plamen dieselben Freunde, nach zwei Monaten denselben Chef wie Trifon. Er hatte wieder die Arbeit, die er immer geliebt hatte. In seinen Händen ein Rad, unter seinen Füßen vier noch größere, über seinem Kopf ein kleines gelbes Licht. Umschlossen von seinem Glück saß er wie in einem Ei. Er fuhr wieder Taxi. Jemand suchte eine Straße und er zeigte sie ihm. Jemand nannte einen Weg, und er kannte ihn. Jemand fragte nach der Fahrtdauer, und er wusste sie. Raum und Zeit hatten einen genauen Preis. Plamen wusste ihn und sein Wissen wurde belohnt. Er war wieder das, was er einmal gewesen war. Nur dass die Straßen nicht mehr so dunkel, sondern vom Licht gesättigt waren. Nur dass er nicht mehr Frau und Kinder hatte. Nur dass er nicht mehr Plamen Svetlev hieß.

Nach einem Jahr mietete er eine eigene Wohnung und lernte die Einsamkeit kennen. An manchen Tagen war sie sehr streng zu ihm. Er konnte dann nur Brot und Joghurt essen und musste die Wohnung verlassen. Er setzte sich ins Auto, fuhr in den Prater, wählte eine Frau, die genau wie er den Preis von Raum und Zeit kannte, ließ sie einsteigen, parkte in einer Tiefgarage, machte das Licht auf dem Dach aus, spürte, wie die Buchstaben in seiner Hose größer und deutlicher wurden und ließ ihr Licht auf dem Rücksitz erlöschen. Nie stieg er aus. Er war nur in seinem Auto glücklich. So verging die Zeit. Er arbeitete viel, zahlte pünktlich seine Rechnungen, und wenn die Einsamkeit wieder übel zu ihm war, stillte er seinen Hunger mit Brot und Joghurt und seine Liebe in Tiefgaragen.

Eines Tages wurde ein Kaffeehaus von der Polizei durchsucht. Drinnen saß zufällig Plamen. Er hatte gerade eine Melange bestellt. Man fand nicht, wonach man suchte, also überprüfte man alle. Plamen war ein Bürger der Europäischen Union, was ihn zur Ruhe verpflichtete. Man schaute sich eine Weile seinen griechischen Pass und sein

bulgarisches Lächeln an. Einem der beiden traute man nicht. Plamen wurde mitgenommen, seine Melange blieb.

Die Straßen waren hell und breit, im Auto war es eng und finster. Zum ersten Mal geschah es, dass er in einem Auto saß, die Präsenz eines viel größeren Lichtes über seinem Kopf spürte und trotzdem nicht glücklich war. Plamens Pass erwies sich als falsch. Nun wollte die Polizei wissen, wem sein Lächeln gehörte. Er wurde von drei Beamten verhört. Einer der Beamten hatte oft Urlaub auf Rhodos gemacht, angeblich sogar eine Griechin geschwängert. Er fragte Plamen etwas auf griechisch. Plamen schwieg. Er hatte nie Urlaub in Griechenland gemacht, und die einzige Frau, die er geschwängert hatte, war eine Russin.

„Nicht sprechen können, was? Nur Ouzo und Tzaziki wissen?“ sagte der Beamte.

„Woher kommst du, du Tschusch?“ fragte der zweite.

Plamen überlegte. Er hörte das Ticken vieler Uhren. Sie hatten das Leben von Pyros Putakis schon gezählt und tickten weiter. Sie störten ihn beim Nachdenken. Da er keine einzige Frage beantwortet hatte, wurde er gezwungen sich auszuziehen. Der Anblick seiner Tätowierung erheiterte die Beamten.

„Na endlich ein Wort! Und wo er es versteckt hat!“ erfreute sich der erste.

„Die anderen werden wir auch noch finden“, sagte der zweite.

„Er ist sicher gegessen“, meldete sich zum ersten Mal der dritte.

„Das nenne ich einen Vollbluttaxler. Bleibt nur zu klären, wohin du fährst, du Schlappschwanz“, sprach der erste.

„Setzen sie sich auf ihn, und sie werden es erfahren. Ich garantiere ihnen eine bequeme Reise. Es wird ihnen sicher gefallen“, sagte Plamen mit tadelloser Aussprache und mit der lockeren Höflichkeit, deren nur ein Mensch fähig ist, der seit vier Jahren in Wien lebt. Danach spürte er Schläge. Man schlug ihn mit dem Wiener Telefonbuch. Es hatte drei Bände. Wien ist eine große Stadt mit vielen Firmen und vielen Menschen. Plamen wurde im Namen von allen geschlagen. Er fand es lustig, dass man so viele Namen benötigte, um einen einzigen, seinen eigenen herauszufinden. Er begann zu lachen, statt weiter abzuwehren. Kurz danach sah er die Lichter einer Stadt, die er nicht kannte.

Teil 3
Anne Lemhöfer
VON ALEPPO NACH FRANKFURT

Andere in seinem Alter machen ein Auslandssemester. Ein 25-jähriger Student aus Aleppo muss in Frankfurt ein neues Leben beginnen. Das Protokoll eines Kraftakts zwischen Erinnern und Verdrängen, Trauma und Aufbruch.

Mitte Juli 2012, Zitadelle von Aleppo, Syrien. Die Eclairs. An diesem besonderen Nachmittag müssen es seine Lieblings-Eclairs sein, die mit Vanillecreme innendrin und glasierter Schokolade obendrauf. Syrien war bis 1946 französische Kolonie, kleine Kuchen nach Pariser Vorbild gibt es an jeder Ecke. Die besten Eclairs der Stadt backen sie im kleinen Café oben in der Zitadelle.

Wael, 21 Jahre alt, groß, schlank, verträumter Blick, fester Schritt, hat seinen Bachelor bestanden. Bauingenieurwesen. Das muss gefeiert werden. Mit seiner Mutter und seiner Schwester steigt er hoch zur imposanten Burg aus dem 13. Jahrhundert. Die Unesco hat die Zitadelle von Aleppo 1986 zum Weltkulturerbe erklärt. Die Kuppeln der Moscheen glitzern in der Sonne. Menschen mit lustigen Hüten und Reiseführern in den Händen sieht man im Sommer 2012 allerdings kaum noch. Die Zeiten sind unruhig in Syrien. Aus Homs und Damaskus fliehen Zehntausende. Die Bilder in den Abendnachrichten sind schlimm. Doch es sind nicht Waels Bilder, nicht in diesem Moment. Sein Bild des Tages ist die Bachelor-Urkunde. Der Dekan hat unterschrieben. Waels Vater ist erfolgreicher Unternehmer. Die Familie besitzt mehrere Geschäftshäuser in der Stadt. Wael hat eine französische Privatschule besucht. Ohne dass sie es ahnen, nehmen die drei bei Kaffee und Kuchen Abschied von ihrer Stadt, von einem Stück Identität. Zwei Wochen später geht es nicht mehr um Waels Lebenslauf. Sondern um sein Leben.

29. Juli 2012, Aleppo. Die Sonne ist noch nicht aufgegangen, als ein Feuersturm über die 8000 Jahre alte Handelsstadt hereinbricht. Von vier Uhr morgens an schießen die Regierungstruppen von Präsident Baschar al-Assad Raketen und Granaten auf die Viertel, in denen sich die Rebellen der Freien Syrischen Armee verschanzen. Bilder, die Wael nicht vergessen wird. *„Ich war zu Hause, als die ersten Bomben fielen. Die Fensterscheiben klirrten, ungefähr eine Minute lang. Es ist unglaublich, wie lang eine Minute sein kann, wenn man Todesangst hat. Mein ganzer Körper wurde steif.“* Bei den Gefechten wird auch das Eingangstor der Zitadelle zerstört. Oben im Café haben sich Scharfschützen verbarrikadiert.

August 2012, Aleppo. 200.000 Männer, Frauen und Kinder fliehen innerhalb von zwei Tagen. Auch die Mitglieder von Waels Familie packen Pässe, Bargeld und Kleidung zusammen. Eben noch waren sie Studenten, Lehrerinnen, Unternehmer, Nachbarinnen, Konzertbesucher, Gastgeber, Hausbesitzer und Individuen. Jetzt sind sie Flüchtlinge, mit nichts als ein paar Taschen. Die Genfer Konvention ist für sie zuständig. Sie sind gemeint, wenn Nachrichtensprecher in Europa mit ernsten Gesichtern große Zahlen aufsagen. Im August überqueren sie die libanesische Grenze. Wael, die Eltern und zwei Schwestern reisen weiter in die Türkei. Zweieinhalb Jahre lang stehen sie in Behördenschlangen, jobben, bangen. Das Bargeld reicht nicht ewig. Eine Schwester

geht nach Kanada, eine nach Dänemark. Zwei Brüder finden Arbeit in Abu Dhabi. Einer beantragt in England Asyl. Keiner weiß, ob sie einander wiedersehen werden. Eine Familie zerfällt.

Wael bekommt den Status eines Kontingentflüchtlings, das heißt, er darf im Rahmen eines internationalen Hilfsprogramms direkt nach Deutschland fliegen und muss kein Asylverfahren mehr durchlaufen. Er kennt auch die anderen Bilder. Die von Menschen in Booten auf dem Mittelmeer.

28. Februar 2015, Frankfurt. Es regnet, als Wael aus dem Flugzeug steigt, 2752 Kilometer von Aleppo entfernt. Zwei Tage später beginnt der Sprachkurs. Sein erstes WhatsApp-Profilbild ist ein Selfie. Schaut her, hier bin ich.

September 2015, Café Galeria Kaufhof, Innenstadt. Eine weiße Untertasse, darauf ein Cappuccino und ein abgepackter Mandelkeks. Kein Vergleich zu hausgemachten Eclairs. Wael erobert sich Frankfurt, die Bankenstadt mit den großen Kaufhäusern, auf seine Weise. Er unterdrückt ein Gähnen. „*Ich schlafe schlecht, mein Mitbewohner im Zimmer ist so laut*“, sagt er auf Englisch. Auch deshalb erläuft er sich die Stadt, die neue Heimat, Stück für Stück. Hauptsache draußen sein. An der Frankfurter Fachhochschule können Geflüchtete bei Vorlesungen zuhören. „*Ich habe mir die Adresse rausgesucht.*“ Wer sich organisiert, behält die Kontrolle. Vorlesung. Mensa. Mitbewohner. Normalität. Der Mitbewohner ist aus Algerien und Mitte 40. Ein Tisch. Ein Stuhl. Ein Bett, 90 Zentimeter mal zwei Meter. Die Normalität ist drei Jahre her. Aleppo ist seit Mai komplett von der Außenwelt abgeriegelt, 300.000 Menschen haben keinen Zugang mehr zu Wasser und Lebensmitteln.

Das Smartphone auf der Tischplatte: überlebenswichtig. Für die Seele. Wael telefoniert mehrmals im Monat mit seiner Mutter, mit den Schwestern, mit den Brüdern. Er schaut nach neuen Fotos auf den Facebookprofilen von Freunden, kein einziger lebt mehr in Syrien. Wael hat Bilder gespeichert, von einer Straße in Aleppo, vom Frankfurter Römer, Bilder aus dem Alltag, von einem Ausflug an den Rhein. Und Bilder von n-tv und Al-Dschasira, Bilder vom Krieg: „*Ich möchte sehen, was zu Hause passiert. Es tut sehr weh.*“

Nur ein Bild von sich möchte Wael nicht in der Zeitung sehen. Wer sein Bild hergibt, verliert womöglich die Kontrolle. Der syrische Geheimdienst hat ihn in mal in Aleppo auf dem Campus angehalten. Auch seinen Nachnamen findet man nicht.

Auf dem Smartphone ist auch Musik, Celine Dion zum Beispiel. „*Celine Dion haben wir auf den Partys in Aleppo gehört.*“ Damals, in einer anderen Galaxie.

Themenwechsel. Sprachenwechsel. Konversation. „*Da, die Paulskirche. Wir waren mit dem Deutschkurs dort.*“ Auch das ist Integration: Ein Kultururlaub unter bizarren Umständen.

3. Oktober 2015, Frankfurt-Seckbach. Es gibt viele Menschen, die Weal helfen. Jemand hat ihm ein altes blaues Fahrrad geschenkt. Eine deutsche Familie hat ihn zum Abendessen eingeladen. Willkommenskultur im Wohnzimmer: Herr F. öffnet die Tür. „**Hello Wael, do you like Beef?**“ Ja, er mag Rindfleisch. Kalbsschnitzel gibt es. „**With green sauce, a speciality of Frankfurt.**“ Eine Stimmung wie beim Schüleraustausch. Am Tisch patscht der anderthalbjährige Sohn der Familie in die Frankfurter Spezialität. Dann wirft er sein Glas Apfelschorle um. Wael lächelt gequält.

„Kinder sind sehr frei in Deutschland“, sagt er. Nach dem Essen Smalltalk vor dem Fernseher. Die Spitzen des deutschen Staates sind zur zentralen Feier des 25. Jubiläums der Wiedervereinigung zusammengekommen. Angela Merkel spricht in der Alten Oper. „I like her“, sagt Wael.

17. Februar 2016, Handwerkskammer Rhein/Main, Frankfurt Innenstadt. Sich aufrappeln und ein neues Leben beginnen, wenn einen die Weltgeschichte an einen Punkt auf dem Erdball wirft, an dem alles fremd ist, und wo man am Anfang nicht mal „Guten Tag“ sagen kann: Wie geht so was? Alle sprechen von Integration, aber es ist ein Kraftakt. Für jeden Einzelnen. „Die vielen mittelständischen Unternehmen und ihre Mitarbeiter sind innovativ und zukunftsorientiert. Somit ist die Wirtschaft bedeutender Bestandteil der Integration.“ Sagt Handwerkstagspräsident Bernd Ehinger über die Situation. Applaus im Saal.

Wael arbeitet neuerdings stundenweise als Portier in einem Frankfurter Hotel.

Mai 2016, Frankfurt. Nach 115 Tagen kann Wael aus der Unterkunft ausziehen. Er hat seine Sachen in einem Zimmer bei einer Frankfurter Familie ausgepackt. Der Sohn ist zum Studieren ausgezogen, Wael schläft in Jakobs Bett und freut sich. Er ist richtig gerührt. „Sie behandeln mich wie ein Familienmitglied. Unglaublich nette Menschen.“ Das rote Lehrbuch „Deutsch: B1 plus“ liegt aufgeschlagen auf dem Schreibtisch, Substantive mit „und“ und „keit“ sind dran: „Die Ungerechtigkeit. Die Höflichkeit. Die Umweltzerstörung.“

3. Juni 2016, Frankfurter Museumsufer, Städel. Noch mehr Bilder. „Also, solche Gewehre habe ich noch nie gesehen“, sagt Wael in fließendem Deutsch und lacht. Mit der „*Fantasia Arabe*“ von *Eugène Delacroix* kann er sich nicht so recht anfreunden. Eingehüllt von Staub und Pulverdampf reiten Beduinen in Öl durchs Gemälde und schwingen armlange Flinten. Fast scheint er peinlich berührt. „Syrien war übrigens Teil des Römischen Reichs“, doziert er, als er auf dem dunklen Fischgrätparkett an den französischen Romantikern vorbeiläuft. Die Sprache hat ihn selbstbewusst gemacht, es hat sich viel verändert in den vergangenen 15 Monaten.

23. Juli 2016, REWE an der Miquelallee. Hier kauft Wael gern Lachs an der Frischetheke ein. „Lachs habe ich erst in Frankfurt entdeckt. In Aleppo haben wir fast immer Lamm und Hühnchen gegessen.“ Ein kleiner Luxus zwischendurch. Wael's Pläne haben sich geändert. Er will nicht mehr studieren, sondern eine Ausbildung zum Bankkaufmann machen. „Ich bin 25 Jahre alt, möchte arbeiten und Geld verdienen.“ **Wael, fühlst du dich in Frankfurt zu Hause?** „Nein. Aber gerade ist es gut.“ Er sagt, dass er keine Nachrichten aus Syrien mehr liest. Es gibt Bilder, die ihn im Moment überfordern.

24. Juli 2016, Aleppo. Die humanitäre Lage spitzt sich weiter zu. Bei Luftangriffen werden vier Krankenhäuser getroffen. Wael bekommt an diesem Tag die Zusage für ein Praktikum bei einer hessischen Sparkasse.

Dimitré Dinev
DIE NEUEN SCHUHE

Ihre ersten Schuhe bekam sie mit neunzehn. Zuvor war sie barfuß gelaufen, oder sie hatte die Schuhe der älteren Geschwister ausgetragen. Mal klebte Staub an ihren Füßen, mal der Schweiß ihrer Familie. Sie hatte sechs Geschwister, vier Brüder und zwei Schwestern. Lange hatte sie warten müssen, aber jetzt hatte sie neue Schuhe. „*Gefallen sie dir?*“ fragte ihr Vater.

Er war ein einfacher Bäcker und ein frommer Mensch. Immer fehlte es ihm an Geld, aber nie am Glauben. Jeder Vater, der drei Töchter verheirate, bekomme einen sicheren Platz im Himmel, hieß es im heiligen Buch. Der Bäcker hatte drei Töchter. Zwei hatte er schon verheiratet. Nun wollte er in den Himmel. Auch einfache Bäcker wollen da hin. Seine Jüngste sollte nun mit den Schuhen auch einen Ehemann bekommen. Ihr gefielen die Schuhe, nicht aber der Mann. Sie sah den kleinen kargen Hof, in dem auch die hartnäckigsten Träume ihrer Mutter verstaubt waren, sie sah die hohen Mauern, auf deren Lehmziegeln die Ameisen, schwarz und zahllos wie ihre unerfüllten Gebete, hochkletterten, sie sah das Stück Himmel über den Mauern, das nur ein wenig größer war als ein Fladenbrot, und versuchte sich vorzustellen, wie viele Frauen dieser Himmel schon unglücklich gemacht hatte. So viele wie die Ameisen, oder mehr?

„*Ich bin keine Ameise. Ich will weg*“, sagte sie zu Ali, einem Cousin, dem sie vertraute. Ali hatte kein Geld, dafür aber Mut. In der Nacht liefen sie fort. Der Himmel war schwarz wie ein verkohltes Brot. Nur hier und dort glühte ein Stern. Doch sein Licht reichte um Alis Freunde zu finden. Sie behielt weder ihre Gesichter noch ihre Namen, nur ihren Atem behielt sie in Erinnerung. Er erleichterte ihre Schritte, beruhigte ihr Herz und führte die beiden über die Grenze. Die Freunde kehrten dann wieder zurück, Ali blieb nur sein Mut. Nun gingen sie durch ein Land, das ihrem ähnlich war. Sie mit den neuen Schuhen an ihren Füßen, er mit der goldenen Hochzeitskette seiner Mutter in der Hosentasche. Eine Woche später erreichten sie Istanbul. Nach langem Feilschen verkaufte Ali die Goldkette einem Händler mit tränenden Augen. Er bekam für sie tausend feuchte Dollar. Der billigste Menschenschmuggler verlangte aber zweitausend Dollar pro Kopf. „*Ich besorge das Geld*“, sagte Ali, mietete ein Zimmer, gab ihr die Hälfte des Geldes und bat sie, auf ihn zu warten. Und sie wartete.

Manchmal ging sie spazieren, manchmal ging sie einkaufen, am liebsten aber putzte sie ihre neuen Schuhe. Abends hörte sie oft den schweren Atem der Paare, die sich im Nebenzimmer liebten. „*Sie atmen ja wie auf der Flucht...vielleicht wollen sie auch in eine andere Welt*“, dachte sie und versuchte, sich diese Welt vorzustellen. Manchmal gelang es ihr, viel häufiger aber sah sie den kleinen Hof ihres Elternhauses,

das Stück Himmel über den Mauern und die Ameisen, die an den alten Lehmziegeln hochkletterten, die brüchig waren wie das Glück. Sie heftete dann den Blick auf eine der Ameisen und ließ sich von ihr in einen erlösenden Schlaf tragen.

Nach zwei Wochen tauchte Ali wieder auf. Sein Körper war abgemagert, seine schwarzen Augen schienen jetzt nach innen gekehrt, wie Ameisenrücken. „*Du fährst allein*“, sagte er. Er hatte eine seiner Nieren verkauft. Das Geld aber reichte nur für eine Person. „*Man kommt auch mit einer Niere in den Himmel*“, scherzte er, packte sie an der Hand und führte sie durch eine Reihe verzweigter Gassen, eng und eintönig wie die Armut. Links und rechts hörte sie Menschen schnarchen, schimpfen oder im Schlaf reden. Unter den Sohlen spürte sie buckelige, wackelige Pflastersteine, die auch die mutigsten Schritte verunsicherten. Es stank nach Urin und vermoderten Träumen. In einer Blechhalle mit rutschigem Boden blieben sie stehen.

Auf einem großen Kanister saß ein Mann und aß Kürbiskerne. Über seinem Mund hing ein Schnurrbart wie ein verrostetes Hufeisen. „**Willst du? Is‘ gut für den Schwanz**“, bot er Ali von den Kernen an. „*Wenn du sie anrührst, dann schneide ich ihn dir ab!*“, sagte Ali. Kein Wort fiel mehr aus seinem Mund, nur hin und wieder die Schale eines Kürbiskerns.

Sie zahlte und stieg in den Laderaum eines Lastwagens. Er war mit Reifen beladen. Eine Woche war sie unterwegs. Sie durfte nicht aussteigen. Sie wusste nicht wann es Tag war und wann Nacht. Sie pinkelte in einen roten Kübel und hielt dabei ein Feuerzeug in der Hand. Einmal durfte sie den Kübel leeren, in welchem Land wusste sie nicht. Das einzige, was sie sah, waren die Reifen. Hunderte aufeinander gestapelte Monde, Reste erloschener Welten. Neben ihnen schlief sie ein, neben ihnen wachte sie auf, neben ihnen träumte sie. Als sie aussteigen durfte, war sie in Wien. Alle ihre Feuerzeuge waren leer, aber dafür konnte niemand so schön wie sie von der Sonne erzählen.

Bert Brecht

LEGENDE VON DER ENTSTEHUNG DES BUCHES TAOTEKING AUF DEM WEGE DES LAOTSE IN DIE EMIGRATION

Als er siebzig war und war gebrechlich, drängte es den Lehrer doch nach Ruh‘, denn die Güte war im Lande wieder einmal schwächlich und die Bosheit nahm an Kräften wieder einmal zu. Und er gürtete den Schuh. Und er packte ein, was er so brauchte: Wenig. Doch es wurde dies und das. So die Pfeife, die er immer abends rauchte, und das Büchlein, das er immer las. Weißbrot nach dem Augenmaß. Freute sich des Tals noch einmal und vergas es, als er ins Gebirg den Weg einschlug. Und sein Ochse freute sich des frischen Grases kauend, während er den Alten trug. Denn dem ging es schnell genug. Doch am vierten Tag im Felsgesteine hat ein Zöllner ihm den Weg verwehrt: „**Kostbarkeiten zu verzollen?**“- „Keine.“ Und der Knabe, der den Ochsen führte sprach: „**Er hat gelehrt.**“ Und so war auch das erklärt.

Doch der Mann in einer heitren Regung, fragte noch: „**Hat er was rausgekriegt?**“ Sprach der Knabe: „***Dass das weiche Wasser in Bewegung mit der Zeit den mächtigen Stein besiegt. Du verstehst, das Harte unterliegt.***“

Dass er nicht das letzte Tageslicht verlöre, trieb der Knabe nun den Ochsen an. Und die drei verschwanden schon um eine schwarze Föhre, da kam plötzlich Fahrt in unsern Mann und er schrie: „**He du! Halt an! Was ist das mit diesem Wasser, Alter?**“ Hielt der Alte: „Interessiert es dich?“ Sprach der Mann: „**Ich bin nur Zollverwalter, doch wer wen besiegt, das interessiert auch mich. Wenn du’s weißt, dann sprich! Schreib mir’s auf, diktier es diesem Kinde! So was nimmt man doch nicht mit sich fort. Da gibt’s doch Papier bei uns und Tinte, und ein Nachtmahl gibt es auch: ich wohne dort. Nun, ist das ein Wort?**“

Über seine Schultern sah der Alte auf den Mann: Flickjoppe. Keine Schuh. Und die Stirne eine einzige Falte. Ach kein Sieger trat da auf ihn zu. Und er murmelte: „Auch du?“ Eine höfliche Bitte abzuschlagen, war der Alte wie es schien zu alt. Denn er sagte laut: „Die etwas fragen, die verdienen Antwort.“ Sprach der Knabe. „**Es wird auch schon kalt!**“ „Gut, ein kleiner Aufenthalt.“ Und von seinem Ochsen stieg der Weise, sieben Tage schrieben sie zu zweit, und der Zöllner brachte Essen (und er fluchte nur noch leise mit den Schmugglern in der ganzen Zeit.) Und dann war’s so weit. Und den Zöllnern händigte der Knabe eines Morgens einundachtzig Sprüche ein, und mit Dank für eine kleine Reisegabe bogen sie um jene Föhre ins Gestein. Sagt jetzt: kann man höflicher sein?

Aber rühmen wir nicht nur den Weisen, dessen Name auf dem Buche prangt! Denn man muss den Weisen seine Weisheit erst entreißen. Darum sei der Zöllner auch bedankt: Er hat sie ihm abverlangt.